Chefdirigent Teodor Currentzis schweigt zum russischen Angriffskrieg auf die Ukraine.

Brittens „War Requiem“
Die Bitte um Frieden verebbt

Von Kirsten Liese

Zu Putin sagt er nichts. Aber die Musik lässt Teodor Currentzis in seinem Konzert mit dem SWR Symphonieorchester gegen den Krieg reden, wie es eindringlicher kaum möglich wäre. Es ist zugleich sein Abschied von diesem Klangkörper, nach sechs Jahren als dessen Chefdirigent. Benjamin Brittens „War Requiem“, uraufgeführt 1962, erscheint mit seiner Erinnerung an die Opfer des schlimmen Bombenangriffs der Deutschen auf die britische Stadt Coventry im November 1940 für eine solche Botschaft wie prädestiniert.

6
Jahre
leitete Teodor Currentzis das SWR Symphonieorchester

Eine Aura des Besonderen, inniger Widmung und Wahrhaftigkeit umgibt Currentzis‘ Interpretation. Daran ändert auch nichts, dass die Wiener Festwochen den wegen seines Schweigens vielfach Geächteten einer ukrainischen Dirigentin zuliebe damit ausgeladen haben. Jedenfalls durchdringt der 52-Jährige die Partitur mit einer einmaligen Unerbittlichkeit in den apokalyptischen Momenten des „Dies Irae“ und einer selten erlebten ätherischen Klarheit in den lichten Gesängen des hoch oben unter dem Dach platzierten Knabenchors.

Über weite Strecken kommt die Musik weitaus leiser daher, als es sich angesichts der gewaltigen Orchesterbesetzung samt Orgel, einer Phalanx von drei Chören und Solisten annehmen ließe. Diesem kammermusikalischen Charakter kommt eine ungewöhnliche, klug durchdachte Aufstellung sehr entgegen: Ein einzelner Fagottist sitzt, von den übrigen Holzbläsern separiert, neben einem Streichquartett dicht am Dirigenten, die Pauke in doppelter Aufstellung tönt mal von hinten mal aus der Mitte des Orchesters, Irina Lungus steht zwischen den Violinen, wenn sie ihre leuchtkräftigen Sopransoli anstimmt.

Das Trauma des Krieges

Röhrenglocken leiten das „Requiem aeternam“ düster ein. Aber zunehmend wird es an diesem Abend gespenstischer, wenn die Angst vor dem Jüngsten Gericht aufflammt oder Allan Clayton auf hauchfeinem Streichergrund Wilfred Owens Gedichte über „das Leid des Krieges“ singt, die Britten in den lateinischen Messetext einfließen ließ. Clayton ist überwältigend gut, singt Linien im Legato, führt seinen Tenor mühelos bis zum Falsett durch alle Register und betört mit seinem schönen, hellen Timbre.

Auch bei Matthias Goerne vermittelt sich das Trauma des Krieges weniger in Lautstärke als dem Ausdruck seines Baritons. Die weit ausholenden Armbewegungen des Dirigenten mögen bisweilen für solch zartes Musizieren zu aufwendig erscheinen, aber das klangliche Resultat stimmt. Die finale Bitte um Frieden hellt die Musik wieder auf und verebbt in einem Nichts. Fast andächtig hält Currentzis danach mehrere Minuten die Stille. Damit ist zum Thema Krieg alles gesagt.